



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schulze, O.: Phonetik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Theologiestudirenden die Güte nicht zugenommen habe. Und es ist leider von den Kirchenregierungen nicht zu hoffen, daß sie dieser Gefahr mit der wünschenswerten Einigkeit und Entschiedenheit begegnen werden. Kurz, wer ein Interesse an der Tüchtigkeit des evangelischen Pastorenstandes, mithin am Gedeihen der evangelischen Kirchen überhaupt hat, kann nur von Herzen wünschen und verlangen, daß das ärgerliche Privilegium ihm niemals aufgebürdet werde.

Sollen wir noch ein Wort darüber verlieren, daß auch das Heer diesen Bestandteil nicht entbehren kann, wenn seine sittliche Gesundheit nicht Schaden leiden soll? Nicht als ob die Theologen immer die schneidigsten Soldaten wären — gewiß sind sie nicht das Gegenteil —, aber jedenfalls wohnt ihnen eine größere Widerstandskraft gegen gewisse Versuchungen inne, die das Soldatenleben mit sich bringt, als andern Einjährigen. Unter diesen sind Elemente, die die Disziplin und Moral der Truppen nicht heben, sondern verschlechtern. Den Theologen wird man das nicht nachsagen können. Wenn derselbe Geist, der jetzt ihre Petitionen erfüllt, sie auch im Noth des Kaisers beseelt, dann thut das Vaterland Unrecht, auf ihren Heeresdienst zu verzichten.

Nach alledem können wir nur wünschen und hoffen, daß die Frage im Sinne von Delbrücks Antrag entschieden werde.



Phonetik



In den letzten fünfzehn Jahren hat sich eine neue Wissenschaft ausgebildet, die bei der Erlernung einer fremden Sprache von großer Bedeutung ist und die uns in den Stand setzt, von unsrer eignen Muttersprache und ihren Mundarten uns eine bessere Kenntnis zu verschaffen, als es bis jetzt möglich war. Diese neue Wissenschaft nennt sich Phonetik. Sie beschäftigt sich mit den Lauten, sie betrachtet es als ihre Aufgabe, die Lautgebilde so scharf zu bestimmen, daß man, auch ohne vorangegangne mündliche Übermittlung, sie in ihrer ganzen Eigentümlichkeit erfassen und wiedergeben kann.

Es mag wohl an die zwei Jahrzehnte her sein, daß von verschiednen Seiten mit kräftigen Worten auf die grauenhafte Aussprache hingewiesen wurde, wie sie sich in Deutschland beim Betreiben der fremden Sprachen finde. Man

müsse, so sagte man, so schnell wie möglich Wandel schaffen, man müsse ein größeres Gewicht auf diese Seite des Unterrichtes legen, denn es sei unverzeihlich, bei einer lebenden Sprache die Aussprache in so arger Weise zu vernachlässigen. Der Vorwurf war in der That gerechtfertigt, aber es war ebenso leicht, ihn zu erheben, als es schwer war, Abhilfe zu schaffen. Nicht jeder, der Unterricht in den neuern Sprachen erteilte, war in der glücklichen Lage gewesen, einige Zeit im Auslande zuzubringen oder sich in Deutschland bei Ausländern Rats zu erholen. Nicht jeder, der wirklich bei Franzosen und Engländern gewesen war, hatte auch die Fähigkeit gehabt, die fremden Laute richtig aufzufassen. Gab es nun in zweifelhaften Fällen wirklich ein Buch, das uns genügende Auskunft hätte erteilen können?

Wir können diese Frage heute unbedenklich mit nein beantworten. Es waren allerdings einzelne Werke da, die sich eingehend mit französischer und englischer Aussprache beschäftigten, aber einige davon waren in der Einleitung schon aufrichtig genug, zu gestehen, daß man sich bei ihnen wohl über das und jenes unterrichten könne, daß es aber vieles andre gebe, „was gar nicht ohne mündliche Überlieferung gelehrt werden könne.“ Der letzte Satz war nun zwar für die damalige Zeit, aber nicht an und für sich richtig, und heute kann man getrost behaupten, daß die Aufgabe gelöst sei; ja es klingt gar nicht absonderlich mehr, zu sagen, daß man unter gewissen Umständen die Laute der fremden Sprache ebenso gut, wenn nicht oft noch besser aus Büchern als durch den Umgang mit Ausländern selbst erlernen könne. Es ist die alte Geschichte vom Ei des Kolumbus. Jetzt, wo man die Sache am richtigen Ende angefaßt hat, erscheint es einem wunderbar, daß man nicht schon lange auf den an und für sich so einfachen Gedanken gekommen ist.

Es giebt Leute, die ein bewundernswertes Nachahmungstalent besitzen. Sie sind imstande, die Rede eines andern täuschend nachzumachen, alle Eigentümlichkeiten, das Anstoßen mit der Zunge, das Näseln, das Sprechen mit „dicker Zunge,“ den Tonfall, die Klangfarbe u. s. w. aufs genaueste wiederzugeben. Es ist einleuchtend, daß solche Leute besonders geeignet sind, auch die Laute einer fremden Sprache zu erfassen. Aber die wenigsten Menschen besitzen von Natur diese Fähigkeit, und selbst die, die jahrelang im Auslande gewesen sind, bieten nicht immer die Gewähr, daß sie auch ordentlich gesehen und gehört haben.

Hier setzt nun die Phonetik ein. Das, was einzelne besonders begabte Naturen ohne weiteres vermögen, dazu will sie uns durch Schulung verhelfen. Sie beschäftigt sich eingehend mit der Hervorbringung und dem Klange der Laute, sie giebt uns an, welche Organe bei der Lautbildung in Betracht kommen, welche Stellung die Zunge, die Lippen, das Gaumensegel u. s. w. bei den einzelnen Lauten einnehmen, wie sich die Stimmbänder dabei verhalten, ja sie vermag sogar die Rede musikalisch zu bestimmen und uns zu sagen,

welche Höhe der und jener Laut hat. Endlich lehrt sie uns auch, daß jede Sprache, ja jede Mundart ihre besondere „Artikulationsbasis“ hat, und daß man diese beständig festhalten muß, wenn man die fremden Laute in ihrer eigentümlichen Farbe wiedergeben will.

Der letzte Punkt ist außerordentlich interessant. Hört man einen Engländer reden, so wird einem sogleich der eigentümlich dumpfe Klang auffallen. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß dieser von der Eigentümlichkeit der Artikulationsbasis, das heißt von der eigentümlichen Lagerung der Zunge und dem Verhalten der Lippen herrührt. Beim Sprechen zieht der Engländer die Zunge zurück, verbreitert sie und richtet die Zungenspitze von den Schneidezähnen ab nach oben. Die Lippen bewegt er dabei so wenig als möglich, und sein Gesicht erhält dadurch jenen trägen, lässigen Ausdruck, der uns so oft — aber ganz mit Unrecht — als ein Zeichen der Blasirtheit erscheint. Das reine Gegenteil davon ist der Franzose. Infolge des Vorschiebens der Zunge hat er viele helle Laute, und seine Lippen bewegen sich so kräftig, daß schon allein dadurch seine Rede etwas ungemein lebhaftes erhält. Wir Deutschen stehen in dieser Hinsicht ungefähr in der Mitte, wenn sich auch in den Mundarten große Verschiedenheiten zeigen. „In der mir geläufigen niederhessischen Mundart — sagt Sievers (Grundzüge der Phonetik, S. 83), — artikuliert die Zunge schlaff und mit möglichst geringer Anspannung aller ihrer Teile, auch die Kehlkopfartikulation ist wenig energisch. Um dagegen den richtigen Klangcharakter der sächsischen Mundarten (natürlich abgesehen von den Verschiedenheiten des Lautsystems) zu treffen, muß die ganze Zunge angestraft werden und der Kehlkopf bei stärkerem Expirationsdruck energischer artikulieren. Daher macht auch diese Mundart einen harten, etwas schreienden Eindruck gegenüber dem dumpfen, fast verdrossen und teilnahmslos zu nennenden Charakter der hessischen Mundart.“ Hat man die einer Sprache oder Mundart eigentümliche Artikulationsbasis einmal gefunden, und versteht man sie festzuhalten, so entstehen die charakteristischen Lautschattierungen gleichsam von selbst. Es folgt hieraus, daß beim Erlernen einer fremden Sprache gerade auf diese Eigentümlichkeit ein besonderes Gewicht zu legen ist. Das Erlernen der richtigen Aussprache ist übrigens nicht schwerer als das einer schlechten. Man kann z. B. die Artikulationsbasis zuerst am Deutschen üben, da ja natürlich in den ersten Stunden das fremde Material nicht in genügender Menge sich darbietet. Die Schüler gewöhnen sich außerordentlich schnell daran, und sie lernen beiläufig für ihre Deklamationsübungen, für das Lesen mit verteilten Rollen u. s. w., wie man mit einfachen Mitteln der Rede einer Person eine ganz andre Färbung geben und dadurch eine bunte Mannichfaltigkeit herbeiführen kann.

Aber mit dieser Artikulationsbasis allein würde noch nicht viel gewonnen sein, wenn es nicht gelungen wäre, auch die einzelnen Laute näher zu bestimmen und für jeden einen festen Wert zu gewinnen. Und dies geschieht

auf zweierlei Weise. Einmal indem man genau die Stellungen und das Verhalten der einzelnen Organe angiebt, die bei der Lautbildung beteiligt sind, zweitens dadurch, daß man die Höhe des Lautes musikalisch zu bestimmen sucht. Ich will für die erste Art ein Beispiel anführen, das jedermann nachprüfen kann, wenn er sich vor den Spiegel stellt. Spricht man die Laute i, e, ä, a langsam und gedehnt nach einander, so wird man bemerken, daß bei i die Zähne ziemlich auf einander liegen, bei den andern Vokalen immer mehr auseinander gehen, mit andern Worten, daß wir bei i den kleinsten und bei a den größten Kieferwinkel haben. Durch die Beobachtung dieser einfachen Thatsache sind wir bereits in den Stand gesetzt, über einen deutschen Diphthongen ins Klare zu kommen, dessen Schriftbild durchaus nicht dem Lautbilde entspricht. Ich meine den Diphthongen ei, wie wir ihn in den Wörtern Eifer, Seite, mein u. s. w. finden. In einzelnen Gegenden spricht man allerdings diesen Diphthongen so aus, daß man ein e (oder ä) anschlägt und ein i folgen läßt. Aber die bei weitem größere Zahl der Gebildeten spricht hier nicht eine Verbindung von e und i, sondern eine solche von a und e (neben a und i). Die Beobachtung des Kieferwinkels kann uns hier leicht über die Bestandteile des Diphthongen aufklären. Man spreche das Wort Eifer unbefangen aus, d. h. so wie wir es im Zusammenhange der Rede thun würden, dehne das ei recht auffällig, und man wird bemerken, daß wir mit dem größten Kieferwinkel — also dem des a — einsetzen und dann zu dem des e (oder i) übergehen. Wer noch weiter darüber Auskunft will, ob der zweite Bestandteil des ei ein e (ä) oder i ist, der verbinde in schneller Aufeinanderfolge a und i, dann a und e und schließlich a und ä, und sehe zu, ob er selbst aifer, aefer oder aäfer spricht.

In derselben Weise könnten wir die Vokale behandeln, die mit Rundung der Lippen gesprochen werden, also o, u, ö, ü, und könnten hier den Kreis der Lippen beobachten. Wir würden dann finden, daß au meistens eine Verbindung von a und o, eu oder äu eine solche von o und e, o und ö, o und i — je nach der Gegend — darstellt. Wir könnten dann weiter die ganz interessante Beobachtung machen, daß ein Diphthong aus zwei Lauten besteht, daß also bei seiner Hervorbringung die Organe von der Stellung des einen Lautes in die des andern übergehen müssen. So einfach und selbstverständlich dies auch klingt, so wahr ist es doch, daß viele Leute die Laute mit den Buchstaben verwechseln, und daß z. B. noch verschiedne ganz vortreffliche lateinische Grammatiker die Laute ä und ö in caecus, coepi für Diphthonge ausgeben, offenbar nur, weil sie durch zwei Buchstaben ausgedrückt werden.

Einen andern Punkt möchte ich hier noch anführen, bei dem es anfangs schwer ist, sich von dem Schriftbilde loszumachen. Sprechen wir, wenn zwei gleiche Konsonanten wie in hatte, Treppe, Flagge zusammenstehen, wirklich zwei Laute aus? Man kann wetten, daß die meisten von denen, die noch nicht

über diesen Punkt nachgedacht haben, fest behaupten werden, sie sprächen wirklich zwei t, zwei p und zwei g. Und doch ist die Sache so außerordentlich leicht zu entscheiden. Man nehme das Wort raten. Hat man ra gesprochen, so geht die Zunge, um t hervorzubringen, an die Zähne, bildet dort einen Verschluss und geht schließlich nach Aufhebung des Verschlusses wieder zurück. Sie führt also zwei Bewegungen, eine Vorwärts- und eine Rückwärtsbewegung aus. Ganz dasselbe thun wir auch in Ratte, während wir doch, wenn zwei t gesprochen werden sollten, zweimal diese zwei Bewegungen ausführen müssten, eine Handlung, bei der man sich fast die Zunge zerbrechen könnte. Die Verdopplung in der Schrift hat jetzt weiter keinen Zweck, als die Kürze des vorhergehenden Vokals anzudeuten, und es ist mir unverständlich, wie in den amtlichen Regeln und Wörterverzeichnissen für preussische Schulen (§ 13, Num. 1) die Ansicht ausgesprochen werden kann, daß „die Doppelkonsonanz im Inlaute gehört werde.“

Ich hielt es für nötig, diese Einzelheiten anzuführen, einestheils, um einen Begriff von dem Verfahren der Phonetik zu geben, andernteils um zu zeigen, wie sehr wir in unserm Urtheile von dem Bilde der Schrift beeinflusst werden, und wie über Dinge, die wir beständig „im Munde führen,“ doch nicht immer die erforderliche Klarheit herrscht.

Für die Zwecke der Schule wird es nun durchaus genügen, wenn ich die Stellungen beschreibe, die die Sprachwerkzeuge bei der Hervorbringung der einzelnen Laute einnehmen, und dann bei den notwendigen Übungen streng auf eine saubere Aussprache halte. Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen: wissenschaftlich genau ist diese Art der Bestimmung noch nicht. Ich kann wohl die Lage der einzelnen Organe sehr genau beschreiben, aber derartigen Beschreibungen haftet doch immer etwas Unvollkommenes an. Und dies läßt sich auch gar nicht vermeiden, denn es handelt sich hier ja um räumliche Verhältnisse, und die Lage eines Gegenstandes läßt sich mit Worten nur ungefähr bestimmen. Wir sind jedoch im stande, auch diese Unvollkommenheit zu beseitigen, und zwar dadurch, daß wir uns an die Akustik wenden.

Ich mache zuerst auf eine Thatsache aufmerksam, die jeder beobachtet hat. Wenn wir bei einem Böttcher oder Bierbrauer an leere Fässer von verschiedner Größe mit der Faust schlagen, so geben sie nicht alle einen gleichen Ton (Holl) von sich, sondern der Ton wird um so tiefer sein, je größer das Faß ist, und umgekehrt. Je größer der Raum ist, dessen Luft in Schwingungen versetzt wird, desto tiefer der Ton, je kleiner der Raum, desto höher der Ton. Wir selbst sind nun imstande, mittels unsrer Sprachwerkzeuge verschiedne Hohlräume herzustellen. Die Zunge z. B. kann sich verschieben, sie kann sich vorschieben, sie kann zurückgehen, sich an den Gaumen legen, einen Verschluss bilden u. s. w., und jedesmal wird der so geschaffne Hohlraum einen besondern Ton haben.

Wir sehen nun einmal die Hohlräume an, die sich bei unsern Vokalen zeigen. Bei dem Sprechen von i, e, ä, a kam vorhin nur der Abstand der Zahnreihen, der Kieferwinkel in Betracht. Jetzt soll es unsre Aufgabe sein, das Verhalten der Zunge zu beobachten. Zu dem Zwecke lege ich den Zeigefinger auf die Zunge und spreche noch einmal die Vokale i, e, ä, a in der angegebenen Reihenfolge. Da finden wir, daß bei i der Abstand der Zunge vom Gaumen sehr gering ist, der Finger geht nur mit Mühe dazwischen; aber bei den übrigen Vokalen wird dieser Abstand und infolge dessen auch der Hohlraum immer größer. Wir können aus dieser Thatsache sofort schließen, daß der Vokal mit dem kleinsten Hohlraum auch den höchsten Ton und der mit dem größten Hohlraum den tiefsten Ton haben muß, gerade so wie wir es bei den Fässern beobachteten oder es an jedem andern Gegenstande, z. B. einem Topfe mit Wasser, wahrnehmen, dessen Raum — hier durch Zu- oder Abgießen der Flüssigkeit — sich verändern läßt. Nun ist es ja eine bekannte Thatsache, daß wir beim Singen — und ebenso beim Sprechen — einem Vokale die verschiedenste Höhe geben können. Wir können a die ganze Tonleiter hindurch singen. Der Hohlraum bleibt immer derselbe, und doch haben wir ganz verschiedene Höhen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in den Stimmbändern, die wie eine Gummischnur gedehnt und angespannt werden können und wie die kurzen und langen Saiten eines Klaviers ganz verschiedene Töne von sich geben. Diesen eigentümlichen Einfluß der Bänder müssen wir aufzuheben versuchen, wenn wir feste Werte für unsre Laute gewinnen wollen. Und dies vermögen wir dadurch, daß wir flüstern. Die eigentlichen Stimmbänder legen sich beim Flüstern fest zusammen, treten außer Thätigkeit, und es bleibt nur eine Öffnung übrig, aus der die Luft aus den Lungen entweichen und die über den Bändern liegenden Hohlräume anblasen kann. Diese Räume aber haben ihren besondern Ton (Hall), der immer derselbe bleiben muß. Trautmann (Die Sprachlaute, S. 40) findet für die geflüsterten Vokale a, ä, e, i den Septimenakkord g, h, d, f. Die andern Vokale und die Konsonanten sucht er gleichfalls ihrer Tonhöhe nach zu bestimmen, und indem er bei der Behandlung der englischen und französischen Laute nicht nur die Lage und das Verhalten der Sprachwerkzeuge genau beschreibt, sondern auch die akustische Seite der Laute berücksichtigt, gelingt es ihm, feste Werte zu gewinnen und dadurch den strengsten Forderungen der Wissenschaft gerecht zu werden.

Ich glaube mit dem Vorstehenden einen ungefähren Begriff von den Aufgaben gegeben zu haben, die sich die Phonetik stellt, und es wird wohl jedem einleuchten, daß wir nur durch das von ihr eingeschlagne Verfahren zu einer genauen Kenntnis der Laute gelangen können. Obwohl die Wissenschaft noch jung ist und ihr Gebiet sehr groß, so kann sie doch dank dem Feuereifer, den man in allen Teilen der zivilisierten Welt bekundet, schon mit Stolz auf ihre Fortschritte blicken, und man kann kühn behaupten, daß jeder

Sprachforscher sie zuerst wird berücksichtigen müssen, wenn er nicht zurückbleiben und Ansichten vorbringen will, die dem phonetisch geschulten oft nur ein Lächeln abnötigen können. Die Phonetik greift tief in alle Sprachgebiete ein. Eine Unmasse von Ansichten in den neuern und den alten Sprachen, an denen man früher nicht zu rütteln wagte, erweisen sich heute als unhaltbare Annahmen. Aber in einer Hinsicht ist uns die Phonetik besonders wert: sie klärt uns auf über unsre eigne Sprache. Schon vor vielen Jahren wurden Versuche gemacht, unsre Mundarten genauer zu bestimmen, aber alle diese Versuche fielen mehr oder weniger unvollkommen aus, weil eben damals die Bestimmungsmethoden noch nicht genügend ausgebildet waren. Erst jetzt ist es möglich, die Sprache der Gebildeten in den einzelnen Teilen Deutschlands festzustellen, erst jetzt kann man einen Überblick gewinnen über die Ausdehnung gewisser Aussprachweisen. Eine der verdienstvollsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind in Vietors Phonetischen Studien die „Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen,“ in denen eine Anzahl phonetisch geschulter Männer aus allen Gegenden Deutschlands die Aussprache ihrer Heimat in Schriftzeichen zu bannen suchen. Die Verschiedenheit zwischen Schrift und Aussprache ist außerordentlich groß, und doch bleibt sie dem größten Teile ganz unbemerkt. „Ein jeder nicht lautphysiologisch geschulte Deutsche — sagt Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 48) — ist der Überzeugung, daß er schreibt, wie er spricht. Wenn er aber auch dem Engländer und Franzosen gegenüber eine gewisse Berechtigung zu dieser Überzeugung hat, so fehlt es doch, von Feinheiten abgesehen, nicht an Fällen, in denen die Aussprache ziemlich stark von der Schreibung abweicht. Daß der Schlußkonsonant in Tag, Feld, lieb ein anderer Laut ist, als der, welcher in Tages, Feldes, liebes gesprochen wird, daß das n in Anger einen wesentlich andern Laut bezeichnet als in Land, ist wenigen eingefallen. Daß man im allgemeinen in Ungnade gutturalen, in unbillig labialen Nasal spricht, daran denkt niemand. Vollends wird man erstaunt angesehen, wenn man ausspricht, daß in lange kein g, in der zweiten Silbe von legen, reden, Ritter, schütteln kein e gesprochen werde, daß der Schlußkonsonant von Leben nach der verbreiteten Aussprache kein n, sondern ein m gleichfalls ohne vorhergehendes e sei. Ja man kann darauf rechnen, daß die meisten diese Thatsachen bestreiten werden, auch nachdem sie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Wenigstens habe ich die Erfahrung vielfach gemacht, auch an Philologen. Wir sehen daraus, wie sehr die Analyse des Wortes etwas bloß mit der Schrift angeleitetes ist, und wie gering das Gefühl für die wirklichen Elemente des gesprochenen Wortes ist.“ Wir könnten die Beispiele noch vermehren. Man spricht z. B. in der gebildeten Umgangssprache kommen, nehmen, können, Kanonen wie kom—m, nem—m, kön—n, Kanon—n, wobei m—m und n—n ein langes m und n bezeichnen sollen,

in Zeitungen lassen wir meistens en weg und dehnen dafür etwas den Laut des ng, einen Laut, den wir mit zwei Buchstaben bezeichnen, obwohl er mit dem gewöhnlichen n und g gar nichts zu thun hat. Wie lächerlich und geziert würde es klingen, wenn wir in diesen Wörtern wirklich e und n aussprechen wollten! Wir haben es also hier gar nicht mit Nachlässigkeiten in der Aussprache zu thun — denn wenn wir sprechen, wie wir schreiben, so klingt uns das unnatürlich —, sondern mit Ausspracheweisen, die sich naturgemäß entwickelt haben.

Wir gehen nun selbstverständlich nicht etwa so weit, zu befürworten, die Lautschrift an Stelle unsrer jetzigen Orthographie zu setzen. Das würde unmöglich sein, schon aus dem Grunde, weil man dann für jede größere Gegend eine besondre Lautschreibung aufstellen müßte. Wohl aber würden wir es mit Freuden begrüßt haben, wenn bei der amtlichen Regelung der Orthographie noch mehr Buchstaben verschwunden wären. Daß man noch einige deutsche Wörter mit th hat bestehen lassen, daß es Wörter giebt, bei denen man noch drei l, drei m und drei t zuläßt, während man doch nur ein einziges l, m oder t spricht, daß man in der Endung ieren ie setzt, wo heute kein Mensch mehr ein e spricht, und daß man dabei diese Schreibung auch solchen Fremdwörtern geben muß, die ein i im Lateinischen oder ie im Französischen nie gehabt haben oder Neubildungen der letzten Jahrhunderte sind, das sind Punkte, bei denen man die jetzige Aussprache unsers Erachtens hätte berücksichtigen sollen. Wenn es sich auch empfiehlt, in orthographischen Dingen mit Maß vorzugehen, so dürfen wir doch anderseits nicht vergessen, daß das Bestehenlassen des Erstarrten, Abgestorbenen nichts weiter als eine unnütze Erschwerung ist. Haben wir doch in unsrer jetzigen Orthographie ohnehin schon Dinge genug, die man nicht gerade als eine Verbesserung gegenüber der mittelhochdeutschen betrachten kann.

Doch dem sei, wie ihm wolle, über einen andern Punkt dürfte wohl eine Übereinstimmung zu erzielen sein. Sollten wir je dahin kommen, uns über eine deutsche Musteraussprache zu einigen oder eine bestehende als mustergiltig anzuerkennen, so wird die nähere Feststellung und die erfolgreiche Verbreitung derselben nur dadurch zu ermöglichen sein, daß wir die Ergebnisse der Phonetik berücksichtigen.

Gera

O. Schulze

